

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 119. Bromberg, den 9. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

1?. Fortsetzung.

XVII.

Spiräen.

Eine schlimme Nachricht durchlief die holperigen Straßen von Kleckerfeld, guckte in die Spione, schlüpfte in die Küchen, wisperte um die Ecken und drang in jedes Haus. Frau Erdmann, die durch das Hausstandsgeschäft ihres Mannes mannigfache Beziehungen unterhielt, hatte die Nachricht vertraulich ihrer Freundin, Frau Drogeriebesitzer Heinemann, mitgeteilt. Nun war kein Halten mehr gewesen. Lawinenartig war die Verbreitung.

Frau Erdmann hatte die lautere Wahrheit gesagt.

In Oberende war sie gewesen, um ihr Töchterchen zu besuchen, das dort mit anderen kränklichen Kindern unter Aufsicht von Grete Moormann zur Kur weilte. Sie hatte zugesehen, wie Grete Moormann mit ihrer Schaar an der See gespielt hatte, „Häschen in der Grube" und „Froh wie die Libell am Teich". Kleine Reigen führten die Kinder auf, und Frau Erdmann hatte den Eindruck, daß ihre Mia in guter Hut war. Auch die Hausmutter hatte ihr vor der Abreise bestätigt, daß Fräulein Moormann die Kinder betreue, wie eine Mutter es nicht besser könne; den ganzen Tag sei sie bei ihnen, nur am Abend, wenn sie, die Hausmutter, für die Kleinen aufkomme, gehe Grete Moormann mit ihrem Verlobten an den Strand, und das sei ihre einzige Erholung. Da war unglücklicherweise schon das Postauto vorgefahren, und Frau Erdmann hatte darum über diesen angeblichen Verlobten nichts mehr in Erfahrung bringen können. Nein gar nichts konnte sie über ihn sagen, wußte nicht, ob er blond oder dunkel, groß oder klein war, noch wie sein Nam' und Art. Nur seine Existenz stand außer allem Zweifel.

Sie gönnte es Frau Moormann gewiß nicht, daß sie solche üble Erfahrung mit ihrer Tochter machen mußte. Freilich hatte die Mutter ja auch ihre Eigenheiten, tat immer so, als könne ihr nichts geschehen, als sei sie gefeit gegen alle Lebenstücken. Insofern war es ihr ganz dienlich, wenn die Entgleisung der Tochter sie etwas bescheidener machte. In diesem Sinne hatte sich Frau Erdmann auch gegen ihre Freundin geäußert.

Eine Woche wurde das Ereignis in Kränzchen und bei Besuchen und Begegnungen durchgesprochen. Daß von einer ernsten Verlobung nicht die Rede sein konnte, lag auf der flachen Hand. Anbahnungen zu Verlobungen blieben in Kleckerfeld nicht verborgen, denn die Stadt bildete eine große Familie, in der ein Glied über das andere wachte, daß es nicht abirrte vom rechten Wege. Und nichts war bisher bekannt geworden von einem Briefwechsel zwischen Grete Moormann und einem Fremden, der sie heiraten wollte. Es war klar wie der helle Tag, daß sie, unerfahren, wie sie war, in der Fremde einem Abenteurer ins Garn gegangen war. Da war es Nächstenpflicht, die Mutter aufzuklären. Vielleicht war die Tochter noch zu retten. Auch die Rücksicht auf die eigenen Kinder, die Grete Moormann anvertraut waren, verlangte klares Sichtfeld. Wer garantierte dafür, daß die Betörte nicht eines Tages die Kinder im Stich ließ und mit dem Fremden über alle Berge ging?

Zufällig kam Frau Moormann in den Erdmannschen Laden, um Weckgläser für die Einmachezeit zu kaufen. Das war ein Wink des Schicksals. Frau Erdmann ließ es sich nicht nehmen, sie selber zu bedienen, brachte das Gespräch geschickt auf ihren Besuch in Oberende und merkte, daß Frau Moorman völlig ahnungslos war. Da gab es kein Zaudern.

„Wollen Sie einen Augenblick näher treten, liebe Frau Moormann? Ich erzähle Ihnen von Oberende."

„Ein andermal, Frau Erdmann, heute ist meine Zeit knapp."

Frau Erdmann spielte ihre höchste Trumpfkarte aus. „Es handelt sich um Ihre Tochter!"

Weiß wie der Kalk an der Wand wurde das Gesicht von Frau Moormann; sie ließ sich in der besten Stube von Frau Erdmann in einen Plüschsessel fallen und hörte schweigend auf den Bericht.

Plötzlich stand sie steil vor der erschreckten Wirtin.

„Sind Sie zu Ende, Frau Erdmann?"

Was sollte die Frage? Zu Ende war Frau Erdmann noch lange nicht. Die Sache war einer gründlichen Erörterung wert.

„Dann wünsche ich Ihnen, Frau Erdmann, daß Sie einmal auch so Ihrer Mia vertrauen können, wie ich meiner Grete vertraue! Und nun will ich meine Bohnen einwecken."

Ohne Gruß ging sie aus dem Zimmer und durch den Laden, trug den Kopf, als habe sie eben erfahren, daß ihre Tochter die reichste Partie in Kleckerfeld gemacht habe. —

Ganz so sicher, wie Frau Moorman schien, war sie nicht, und das Einwecken der Bohnen verschob sie auf einen späteren Tag. Sie saß und grübelte. Das Blut pochte in Schläfen und Händen.

Grete war eben einundzwanzig geworden. Hatte sie die Zügel über sich verloren? Zwei Briefe hatte sie von Grete bekommen. Sie las sie erneut wie durch eine Lupe. Und es kam ihr vor, als sei in den Briefen ein fremder Ton, wenn auch kein unguter.

„Ich genieße das Meer. Am schönsten ist es abends, wenn keine Menschen schwatzen und keine Kinder auf den Sandburgen lärmen. Dann flüstern die Wellen an den Buhnen. So mögen die Menschen miteinander flüstern, wenn sie wunschlos sind."

Und dann die Stelle im zweiten Brief. „In der Dämmerung fließen See und Himmel zusammen. Von unsichtbaren Leuchttürmen jauchzen Lichter auf. Ich möchte mit ihnen jauchzen, so schön ist es hier."

Waren das nun harmlose, phantastische Überspanntheiten, die in einem Jungmädchenkopf ihr Wesen trieben, oder steckte dahinter ein Erleben? Ein Erleben, von dem die Tochter der Mutter nichts schreiben durfte?

Frau Moormann strich lose über die weißen Blätter. Ob sie ihrem Mann von ihren Sorgen erzählte? Besser war es, wenn sie erst mit eigenen Augen schaute, ob ihre Grete noch die alte war. Bis zu ihrer Rückkehr blieb ihr Mann dann ahnungslos. Keiner würde es wagen, ihm auf der Straße von diesem Leuteschnack zu erzählen.

„Bisher habe ich sie nicht gefunden," sagte Moormann, als er am Spätnachmittag heimkam. Er meinte nicht seine Tochter, sondern die Kolorado-Kartoffelkäfer, zur elften Familie der Blattkäfer gehörig.

„Ich freue mich, wenn die Felder unserer Ackerbürger bis jetzt verschont geblieben sind," antwortete Frau Moormann ruhig. Sie hatte die Gabe, zuhören zu können, wenn ihr Mann von seinen wissenschaftlichen Fahrten erzählte.

„Morgen will ich die Felder südlich vom Bahnhof absuchen. Viel werde ich nicht im Hause sein."

Die Regierung hatte öffentlich aufgefordert, auf die Äcker ein wachsames Auge zu haben, es zu melden, wenn

der Kartoffelkäfer sich zeige, damit er sofort unschädlich gemacht werden könne. Da fühlte Moormann sich verpflichtet, sein Können in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Ihm genügte ein Blick auf die Stauden, um den ausländischen Schädling zu erkennen.

„Wenn du morgen doch unterwegs bist, hätte ich wohl Lust, Grete zu besuchen. Sie scheint sich zwar in Oberende wohl zu fühlen, aber ich möchte schon einen Tag bei ihr sein."

Moormann hatte nichts dagegen. Wenn seine Kreise nicht gestört wurden, war er mit allem einverstanden. —

Das Schulhaus von Oberende lag in der Nähe des Strandes, war geschützt durch verknorrte Obstbäume, die ihre Zweige über das Dach reckten. Der Garten stieß an die Steilküste.

Am senkrecht abfallenden Ufer, auf einer weißgestrichenen Gartenbank, die eingehüllt war von flammenden Spiräen, saßen Grete Moormann und Karsten Busacker.

„Wenn es dir zu kühl ist, Grete, wollen wir umherlaufen."

„Fühl' meine Hände, sie sind ganz warm. Bei dir will ich sitzen und deinen Arm halten, dann ist alles gut; und vor uns die hohe See, und wir in unserer Spiräenecke."

„Ja, eine Woche und länger wohne ich nun schon bei dem Kollegen Lagemann. Weißt du, was das Beste an ihm ist? Daß er nicht glaubt, uns unterhalten zu müssen."

„Abend für Abend nehmen wir ihm seine Bank weg. Dürfen wir das auch? Sonst suchen wir uns anderswo eine ruhige Stelle."

„Kollege Lagemann fürchtet die kalte Abendluft, denn er leidet an der Gicht. Darum hat er zum Herbst seine Versetzung in den Ruhestand beantragt. Wir nehmen also niemand etwas weg."

Grete Moormann antwortete nicht gleich. Ihr Blick strich über den Garten, über Buschrosen und Rasen und Lobelien, flog dann über die See. Segel lagen wie weiße Tupfen auf blauer Seide. Eine Rauchfahne zerflatterte im Dunst.

„Was hast du, Grete? Du darfst mir alles sagen —"

„Schöneres könnte man sich nicht wünschen!"

„Dann wünsch' doch! Vielleicht hast du einen Zauberer in der Nähe, der Jungmädchenwünsche erfüllen kann."

„Ich bin deine Braut, Karsten, kein Jungmädchen mit ziellosem Sinnen —" Sie zauderte, als müßte sie ein Hindernis nehmen. „Herr Lagemann läßt sich pensionieren, sagst du —"

„— und ich soll mich um die Schulstelle in Oberende bewerben, und diese Ecke, jetzt geliehenes Gut, soll unser Eigentum werden. Habe ich dein Wünschen erraten?"

„Du sollst entscheiden, Karsten, nicht ich!"

„Ich wollte dich überraschen, aber du darfst es auch jetzt schon wissen. Die Stelle ist ausgeschrieben, und vorgestern habe ich mich beworben. Vielleicht bekommen wir sie."

Grete Moormann war aufgesprungen. „Karsten, wenn wir hier wohnen sollten, dann —"

„— dann wirst du lernen, nicht so dicht an den Abhang zu gehen. Der Zaun ist morsch. Wir müssen ihn erneuern."

„Wir — müssen — ihn erneuern —" Mechanisch sprach sie die Worte nach und warf sich dann jäh an seine Brust. „Alles ist feierlich und schön —"

„Freu dich nicht zu früh! Noch habe ich die Stelle nicht."

Mit geschlossenen Augen antwortete Grete Moormann. „Dann bin ich schon — jetzt haben wir Anfang August — in zwei Monaten —"

„Frau Busacker!"

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Schwer und hart ging ihr Atem. Das Blut flog. Beruhigend strich Karsten ihr über das Haar. Kein Wort durfte er sagen. Stille Minuten fielen auf die Buhnen.

„Karsten, weißt du, was ich nicht begreife? Daß ich habe leben können! Alles waren nur Wartewochen. Kleckerfeld und Oberende — das ist wie Nacht und Tag!"

„An Mutter denke ich, Grete. Sie wird schelten, daß du einen Mann haben willst, auf den man in Kleckerfeld mit Fingern zeigt."

Grete Moormann ging nicht auf den Scherz ein. Der Abend vertrug ihn nicht.

„Auf die Stunde, wo Mutter von uns erfährt, wollen wir uns freuen, Karsten."

„Vielleicht —" Busacker reckte den Kopf über das Gesträuch, „— vielleicht ist die Stunde schon da."

„Was sagst du?"

„Kennst du die Dame im dunkelblauen Kleid, die dort — jetzt fährt ein Auto an ihr vorüber — die Straße heraufkommt? Wenn mich nicht alles täuscht —"

„Das ist Mutter! Was bedeutet das, Karsten?" Grete Moormann griff nach seinem Arm.

„Jedenfalls, daß Mutter dich besuchen will. Nun muß sie mich schon in den Kauf nehmen."

„Komm, Karsten! Keine Minute soll sie warten!"

Sie gingen Hand in Hand den Gartensteig hinunter. Gretes Herz klopfte. Auch Busacker empfand das Ungewöhnliche der Situation; er zupfte an seiner Weste.

Frau Moormann zögerte, sah ihre Tochter, die nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, sah Busackers offenen Blick. Da zerrann alle heimliche Furcht. Leute waren auf der Straße, sie konnte die beiden, denen Glück und Befangenheit die Zunge band, nicht einfach in den Arm nehmen. Die eine Hand reichte sie Grete, die andere Karsten und scherzte, als sei die Begegnung die alltäglichste Sache. „Ich hörte, Grete, daß du dich verlobt hättest. Da wollte ich deinen Verlobten doch kennenlernen."

„Mutter!" sagte Busacker und blickte in frohe Augen.

„I, mein Junge, ich bin nun deine Mutter. Wir suchen uns ein stilles Plätzchen, und dann sollt ihr erzählen."

„Komm zu unserer Spiräenecke, Mutter!"

Eine feierliche Dämmerstunde verschenkte die See. Frau Moormann erfuhr, daß Oberende ihren Kindern eine Heimat werden sollte. Grete war geborgen. Die Mutter hatte nicht umsonst gelebt, ihr Leben war keine Niete gewesen. Während sie mit halbem Ohr auf Karsten hörte, der mit Grete die Neueinrichtung des etwas verkrauteten Gartens besprach, zog sie die Bilanz aus ihrem Lebenskonto. Das Mehr stand auf der Plusseite.

Lächelnd dachte sie an die Ängste, die sie heute vormittag noch gequält hatten. Frau Mewius war im Garten beschäftigt gewesen und fragte, ob sie mit dem Elfuhrzug verreisen wolle. Und ein hämisches Wissen hatte die Frage gefärbt: ich weiß um den Zweck deiner Reise, deine Tochter ist auf Abwege geraten. „Ich hörte, Ihrer Grete soll das Strandleben ausgezeichnet bekommen, Frau Moormann?" „Ja, und ich freue mich, daß sie einmal etwas anderes hört und sieht als das, was in Kleckerfeld geschieht." Damit hatte sie Frau Mewius stehenlassen, und ein bitterer Geschmack war auf ihrer Zunge gewesen, als die Füße sie nach dem Bahnhof getragen hatten. Aber nun war Häßliches und Verzerrtes weggespült.

Frau Moormann nahm die Hand ihrer Tochter. Von der Aufregung, die Frau Erdmann nach Kleckerfeld getragen hatte, erzählte sie. „Und darum bin ich gekommen. Helfen wollte ich dir."

„Und nun siehst du, Mutter, daß ich rettungslos dem Bösen verfallen bin. Kleckerfeld hat recht gehabt."

„Darum will ich morgen den Kaffeeschwestern Genugtuung geben, will mit hängendem Kopf durch die Straßen gehen, als hätte ich dich auf immer verloren."

„Du willst morgen schon wieder fort?"

„Ich weiß dich in allerbesten Händen, Kind. Das Hüteramt der Mutter trete ich heute abend an dich ab, Karsten!"

Mit starkem Händedruck gab Busacker ihr ein Mannesversprechen: „Du sollst es nicht bereuen, Mutter!"

Der Mond war aus dem Wasser gestiegen und breitete einen silbernen Fächer über das nachtdunkle Meer.

„Kollege Lagemann wird schon nicht schelten," sagte Busacker und schmückte Gretes Haar mit einigen kleinen Blütenballen der Spiräen.

Endlich mahnte Frau Moormann zum Aufbruch. „Du hast morgen Dienst, Kind! Denk daran! Karsten kann den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegen."

„So schlimm ist es nicht, Mutter. Das Faulenzen ist mir zu langweilig. Vom Bürgermeister Braun habe ich mir Dokumente geben lassen und alte Klosterrechnungen. Daraus schrieb ich allerhand zusammen und vertrieb mir die Zeit bis zum Abend."

„Am Abend schreibt er nicht!" sagte Grete.

„Das glaube ich schon."

Sie nahm ihrer Tochter die Blumen aus dem Haar und ordnete sie zu einem kleinen Strauß. „Damit ich in Kleckerfeld ein Andenken an Oberende habe, will ich ihn mitnehmen."

Mit ihren Kindern ging Frau Moormann durch die einsam gewordene Dorfstraße. In der Ferne summte das Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

* **Schwere Wahl.** „Mutti, wenn ich mal nicht heirate, bin ich dann wie Tante Anna?" — „Jawohl!" — „Und wenn ich mal heirate, kriege ich dann einen Mann wie Papa." — „Wahrscheinlich." — „Du lieber Himmel, haben wir Frauen es aber schwer!"

Der Landstreicher.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Man hatte ihn, ganz zusammengebrochen und fast erstarrt, am Grabenrande gefunden, einen Steinwurf vom Dorf entfernt, gerade als der erste scharfe Nachtfrost alle Pfützen und Tümpel mit einer klaren, schimmernden Eisdecke überzogen hatte. Seine Schuhe waren ohne Sohlen, und der Wind wehte durch seine dünne, löcherige und abgeschabte Jacke. Weiß lohte sein Haar über der faltigen, braunen Stirn, über diesem Antlitz, dessen Haut wie Leder war, dessen Augen ein wenig verwundert und ein wenig traurig in die Welt blickten.

Der Gemeindevorsteher war gar nicht sehr erbaut über den Fund. „Was sollen wir machen mit dem Lump, dem Taugenichts!" polterte er. „Die Gemeinde hat wenig Geld. Wir müssen sehen, daß wir ihn abschieben. Dies Gesindel hat's ja nicht besser verdient."

Er sagte es laut und zornig, denn er haßte die Landstreicher, die dem Herrgott den Tag stehlen. Die anderen Bauern gaben ihm recht — was hatten sie nötig, einen Hergelaufenen zu füttern! Aber dann kam es doch nicht dazu, denn die Händlersfrau, die den großen, schönen Hof dicht neben der Kirche besaß, erbot sich, den Fremden aufzunehmen.

„Soll sie's tun, wenn sie mag", brummte der Vorsteher. Wenn diese Gutmütigkeit seiner Meinung nach auch nicht am Platze war, so war er doch froh, weil ihm eine solche Lösung viel Schreiberei ersparte — und seine derben, knotigen Hände führten lieber den Pflug. als den Federkiel.

So kam Jochim in das große schöne Haus. „Sie wird schon wissen, die Hallmann'sche, weshalb sie das tut", hieß es im Dorf. Denn seit man ihren Mann vor drei oder vier Jahren auf dem Heuboden erhängt aufgefunden hatte, sprach man nicht sehr gut von der Frau, die aus der Stadt zugezogen war, als stolz galt und ohne jede Gemeinschaft mit den anderen Dorfbewohnern dahinlebte.

Die Frau hörte manches von dem, was man über sie sprach. Aber wenn sie es wußte, so zeigte sie es doch nicht. Sie war zu klug dazu oder zu gleichgültig. Mit ihrer stattlichen, schönen Figur, ihrem bleichen und herben Gesicht, dem man die vierzig Lebensjahre wahrlich nicht ansah, wirkte sie nicht wie eine Bäuerin, sondern wie eine Dame.

Jochim wurde von ihr aufgenommen wie ein Herr — er bekam reine, neue Wäsche, anständiges Schuhwerk und einen Anzug, und er schlief in einem sauberen freundlichen Zimmer oben in der Mansarde. Die Frau vermied es sorgsam, ihn spüren zu lassen, daß er ihr Gnadenbrot esse. Deshalb betraute sie ihn mit vielen kleinen Aufträgen, mit Dingen, die man nicht gern durch Fremde machen läßt, und freute sich, als sie sah, wie anfängliche Scheu und Verlegenheit allmählich einem weniger gehemmten Benehmen Platz machten.

Jochim aß an ihrem Tisch, und wenn sie beobachtete, wie er ruhig, mit der Selbstverständlichkeit eines schlichten Bürgers sich bediente, dann machte sie sich Gedanken über seine Herkunft und über seine Schicksale. „Er hat gute Augen", dachte sie dann und sah es nicht ungern, daß Martin, ihr Junge, der nun bald zehn Jahre alt war, sich dem Fremden in einer herzlichen Art anschloß, die sonst dem scheuen und zurückhaltenden Wesen des Knaben unbekannt war.

Der Winter war ungewöhnlich streng und hart, und zuweilen, wenn die Frau mit Jochim abends auf der Ofenbank saß, fragte sie ihn:

„Sind Sie froh, Jochim, jetzt hier im Warmen sitzen zu dürfen? Ich will nicht Ihre Dankbarkeit — was ich tue, ist ja nichts, denn es ist kein Opfer. Aber ich will wissen, ob Sie froh sind . . ."

„Ja, ich bin froh, Frau."

Der alte Mann lächelte in einer abwesenden und innerlichen Art. Sie betrachtete ihn grübelnd.

„Wie alt sind Sie, Jochim?"

„Wohl sechzig."

„Und immer auf der Straße, immer draußen?"

„Immer!"

„Das ist ein hartes Leben . . ."

„Ist nicht jedes Leben so?"

„Hatten Sie solche Angst vor der Arbeit?"

„Es war wohl mehr Angst vor den Menschen. Sie haben mich nicht gut behandelt in einer Zeit, als es mir plötzlich schlecht ging."

„So ging es Ihnen einmal besser?"

„Ich war nicht immer ein Landstreicher — ich hatte ein bißchen Habe."

„Es muß sehr schwer sein, zu verlieren—"

„Das muß wohl geschehen, wenn man lernen will, Besitz zu verachten." Ihr Blick streifte die Truhen im Zimmer und die gefüllten Schränke. Es drängte sie zu sagen: Sie sind ein guter Mensch. Aber dann schwieg sie.

Einmal, Wochen später, fing sie wieder an.

„Wissen Sie, was die Leute von mir sagen?"

„Vielleicht weiß ich es."

„Und wie mein Mann starb — wissen Sie das auch?"

„Ich habe davon gehört."

„Und Sie — was denken Sie von mir?"

Er sah sie fest und ruhig an, mit seinen hellen Augen und lächelte wieder, ohne zu antworten. Da schlug die Frau plötzlich die Hände vor das Gesicht und schluchzte, daß ihre vollen, schönen Schultern wie im Krampf zuckten.

„Es ist nicht wahr", stammelte sie endlich, „es ist nicht wahr, was man erzählt. Daß ich ihn betrogen hätte, mit einem anderen, und daß er sich deshalb das Leben nahm. Ich habe nie einem anderen gehört. Aber ich sagte ihm, daß ich ihn nicht mehr lieben könne, daß ich nichts mehr für ihn fühlte — und es war so, ohne mein Zutun. Ich hatte mich geirrt, als ich ihn heiratete. Und ich spürte plötzlich, daß meine Liebe tot war — ganz tot. Ich bat ihn, mich frei zu lassen — obgleich ich keinen anderen liebte. Das brach ihm das Herz — er war immer ein so besonders weicher und empfindlicher Mensch. War das Schuld — daß ich es ihm sagte? —"

„Es war ein Irrtum, als Sie glaubten, daß Sie ihn liebten. Und es wäre Lüge gewesen, wenn Sie es nicht gesagt hätten, als Sie ihn . . . nicht mehr liebten. Irrtum und Lüge — beides ist Schuld. Aber . . . wer ist ohne sie? Vielleicht ist das ein Trost!"

Ein Gefühl der Hilflosigkeit stieg in ihr hoch. Wie schutzsuchend sah sie ihn an. „Ich glaube, ich möchte Vater zu Ihnen sagen. Ich habe meinen Vater nie gekannt."

Seit diesem Abend sprach sie ihm öfter über ihr Leben. Und der Alte nahm ihr Schicksal auf sich und trug es, als wäre es sein eigenes. Sie merkte es kaum, aber sie wurde ruhiger und heiterer mit jedem Tag.

Als die ersten Frühlingsstürme über das Land brausten, erkrankte Jochim. Fiebernd lag er im Bett, und wenn er hustete, zeigten sich rote Blutflecken auf den Kissen. Die Frau pflegte ihn hingebend. Sie wachte des Nachts, und wenn einmal der Schlaf übermächtig wurde, mußte die Magd an seinem Bette sitzen und auf ihn achten.

An einem Abend, als sie den Knaben hineingeschickt hatte, dem Alten gute Nacht zu sagen, und selbst in Küche und Stall ein wenig nach dem Rechten sah, hörte sie bei der Rückkehr die beiden miteinander plaudern. Ein aufgefangenes Wort veranlaßte sie, vor der Tür stehen zu bleiben und zu lauschen.

„So wirst du", fragte der Knabe, „wenn es wieder warm geworden ist und du wieder gesund bist, uns verlassen, Onkel?"

„Ja", sagte der Kranke, „ich werde das wohl tun."

„Liebst du uns denn nicht?"

„Ja, ich liebe dich."

„Und Mutter?"

„Deine Mutter — liebe ich auch!"

„Und trotzdem gehst du?"

„Deshalb — gehe ich!"

„Wieder über die Straßen, über die weißen, weiten Landstraßen? Ich hätte Angst, allein so zu wandern."

„Man muß nicht Angst haben — dann führen alle Straßen in die Heimat. Dann blühen auch neben den staubigsten Wegen noch Blumen und Gräser, dann leuchten über allen Weiten die Sterne."

Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Als er sich etwas gelegt hatte, hörte sie Jochim noch einmal sagen — ernst jetzt und feierlich: „Man muß nicht Angst haben, man muß nur gehen. Du sahst es selbst oft genug, daß schließlich alle Straßen im Himmel enden . . ."

Der Knabe verabschiedete sich, und seine Mutter wagte nicht, das Zimmer zu betreten. Ihr war so seltsam zu Mute. — —

In dieser selben Nacht aber löste sich Jochims Seele von seinem Körper und begann ihre letzte Wanderung — über jene unsichtbare Straße, die in das Jenseits führt.

Die gestohlene Melodie.

Skizze von **Kurt Bock.**

Zu der niederländischen Gemütlichkeit der Bar, die den Stil einer Schifferkneipe mit vornehmer Gediegenheit anheimelnd verquickte, paßten herzlich schlecht die bizarren Klänge der Jazz=Band, dieser exotischen Musik, der wir uns müde gefangen gaben. Nun lagen an die fünfzehn Jahre des kämpferischen See=Lebens zwischen diesem Wiedersehenstage und unserer Ausfahrt damals in alle Richtungen der Windrose.

„Hast recht, altes Haus," nickte der lange Egbert und stieß die Beine lang von sich, das Genick auf die Rücklehne gestemmt. Die Jazz=Band hackte einen Wirbel kreischender, gezogener Töne.

„Ja, darin liegt's," meinte der rote Jan, „wir haben oft genug mit Vollzeug den Freund Hein umgesegelt, so daß wir das Leben von ganz anderer Seite ansehen als die Kaminbankhocker. Wir sehen die schwärzesten Schatten unweigerlich mit; daher leuchten uns auch die Farben kräftiger." Er füllte die Gläser neu.

Durch das Schweigen tanzte plötzlich eine seltsame, getragene Flötenweise, völlig unharmonisch, aber zwingend durch stete Wiederholung ein und derselben Tonfolge in verschiedenen Lagen, von verschiedenen Instrumenten, und mitreißend durch den wilden Takt des gedämpften Schlagzeugs, der Banjos und Trommel.

Ein pfeifendes Gurgeln riß uns jäh auf: Pieter stand über den Tisch geschrägt, die Arme breit aufgestützt, und starrte weißen Gesichts zur Musik hinüber.

Wir zogen ihn, hoben ihn zurück, verstauten ihn auf der Ducht. Er röchelte sinnlos, schlug mit der flachen Hand durch die Luft, ein rätselhafter Schrecken furchte seine Backenknochen kantig heraus, daß die Augäpfel gräßlich vorstierten. Endlich verstanden wir aus seinem Lallen, die Musik solle aufhören. „Die gestohlene Melodie!" schrie er qualvoll dazwischen.

Erst als einer der neuen frechen Gassenhauer loshämmerte und ihm ein Schnaps eingetrichtert wurde, sammelte sich Pieter wieder. Mit keinem Worte rührten wir an sein Geheimnis — alle Fahrensleute sind von fast weicher Rücksichtnahme auf innere Bewegungen. Zu sehr später Stunde aber erzählte er uns selbst:

„Ist erst zwei Jahre her, der Spuk mit dieser vertrackten Melodie, die mich hier wieder überfiel. Wir schlingerten mit einem prächtigen Kreuzerneubau, als Keisch getakelt mit Breitfock und strammem Motor, in der eisernen Südseeflaute herum, die verstreuten kleinen Faktoreien von Inselchen zu Atoll, von Atoll zu Inselchen abzuklappern. Unsere Mannschaft bestand außer den Farbigen noch aus einem spanischen Steuermann und einem deutschen Maschinisten, nebst mir als Kapitän. Eines Tages — ein kurzer heftiger Kuhsturm mit pfundigen Fallböen hatte uns eine ganze Großsegelbahn aufgerissen und mehrere Schotlieken gebrochen — schipperten wir platt vor dem Winde in einer Backofenhitze die abgelegene Niederlassung einer Nederlandschen Handels-Maatschappij an, um die Havarie zu klaren. Die Insel war uns aus früheren Jahren her wegen ihres schönen und friedlich-adamitischen Menschenschlages, sicherlich von Bali herübergewandert, in freundschaftlicher Erinnerung. Wir booteten also aus und landeten in einer wüsten, whiskytorkelnden Bande jener alten Farmersorte, ihr wißt ja, die das Inselvolk mit Alkohol verseuchte, versklavte und die Arbeit aus den gepeitschten Körpern dieser tierisch-stillen Naturkinder herausschlug. Es war eine Mustersammlung, Ausbund roher Kraft, Ausschuß aller Südsee-Farmereien, — ausgerechnet auf diesem lieben Eiland. Sie holten uns begeistert auf ihre Veranda, schrien einen Boy, der platt an der Wand lag, nach neuen Flaschen an und versprachen uns die wildesten Feste, ihr könnt euch denken; die Tänzerinnen kauerten schon hinten im Hofe zitternd an den Pallisaden. Fern unter den Kokos- und Brotfruchtbäumen sehen wir einige Hütten der Eingeborenen, aber kein Leben zeigte sich hinter den Pisangmatten und Bambuswänden. Nur zwischen den Depots drückten sich ein paar farbige Arbeiter scheu herum, Betelnuß kauend, gebückt, — ich kannte diese Menschen, die Insel nicht wieder.

Die Farmer hatten einen eigenartigen Schweden bei sich, eine Art Forscherverrücktheit, außerdem von tobsüchtigem Klimafieber geplagt. Dieser Mister nahm uns beiseite und erzählte uns, wie er gestern das völlig unbekannte Neumondfest, die heiligste priesterliche Tanzfeier der Insulaner, mit Hilfe eines der Weiber fern in den vulkanischen Felsen und Yamsdickichten belauscht, dabei auch die eigenartigen Tanzweisen auf Grammophonplatten aufgenommen habe. Sie wären fabelhaft gut gelungen. Er packte seinen Musikkoffer aus und die erste Platte schnurrte, stampfte, sang los, — es war wirklich ein Erlebnis, zuzuhören.

Zufällig sah ich hinaus in die jäh einfallende Dämmerung und erblickte die Tänzerinnen, die wie gebannt, zuckend herüberstarrten. Einige Arbeiter rannten zu ihnen hin. Dann stürzten alle schweigend fort in die Dunkelheit, aus der nur noch ein Honigvogel pfiff und die fliegenden Hunde raschelnd einhertaumelten. Bald darauf stellte sich heraus, daß auch die Diener verschwunden waren.

Die hochgehende Stimmung aber erschlug alle Besorgnis und Vorsicht. Flasche auf Flasche wurde geleert auf den Hof geworfen. Plötzlich aber ging aus der lautlosen Finsternis ein Hagel todbringender Giftpfeile auf die Veranda nieder. Ich bekam zwei dieser Giftbolzen in den linken Unterarm. Hier, seht die schwarzen, faustgroßen Löcher, — die Wunden habe ich mir bald darauf an einem glühenden Pfosten ausgebrannt. Als die Braunen aus der Nacht über uns hereinsprangen, aus dem Hof, dem Hausinnern, vom Dach herunter, ließ ich mich hintenüber zwischen die doppelten Rolladen eines großen Fensters fallen, klemmte mich dort ein und zerrte die Moskitonetze über mich. Ich sah und hörte das schnelle Gemetzel, dem keiner entging. Die größte Wut aber tobten sie sinnlos an dem Grammophon aus, ihre Priester zerschlugen mit Beilen den Apparat zu einem wirren Klumpen und steckten das Haus in Brand. Nur daß die Wilden dann sofort sämtlich zu den Booten liefen, um mein Schiff zu überfallen, und daß die Veranda aus Steinen gebaut war, rettete mich. Meine Mannschaft an Bord war aber durch die Flammen gewarnt und konnte dem Kanuüberfall ausweichen. Auf See kreuzend traf sie gleich in der Frühe auf einen holländischen Frachtdampfer. Beide Mannschaften gingen sofort an Land und fanden mich. Der Strand lag völlig leer, auf einigen zugespitzten Ruderstangen staken die schon verdörrten Köpfe der Farmer und meiner beiden Leute, die stieren Augen auf die See gerichtet, von Fliegenschwärmen umtobt. Nie vergesse ich diesen Anblick, nie auch diese verfluchte, gestohlene Melodie, worin der Tod so grauenhaft lacht und singt!"

Lange schwiegen wir. Dann erst sagte, das Glas schon erhoben, der rote Jan: „Etwas wie diese Melodie schleppen wir alle wohl in uns herum, allzeit und überall. Aber, damned, gerade dies Etwas wollen wir am wenigsten missen! Skool!"

Er hat recht, Topp und Takel, er hat recht!



Bunte Chronik



* **Eine neue Balkanbahn.** Um Konstantinopel von Rom aus schneller zu erreichen, plant man in Italien den Bau einer Eisenbahn, die — quer über den ganzen Balkan führend — Tirana mit der früheren Hauptstadt der Türkei verbinden soll. Den Anschluß an die italienische Strecke Rom—Bari wird eine besonders schnelle und leistungsfähige Schiffahrtslinie herstellen. Das erforderliche Kapital bringt eine englisch-italienische Finanzgruppe auf, das „Internationale Balkanbahnen-Syndikat", dem beizutreten die Staaten, deren Gebiet von der neuen Bahn durchschnitten wird, eingeladen werden sollen. Was die Streckenführung betrifft, so ist in Aussicht genommen, die Bahn von Durazzo ausgehen zu lassen, von wo sie über Tirana und weiter Koritza nach Griechisch-Mazedonien laufen würde. Sie berührt dann Saloniki und erreicht in gerader Linie über Dedeagatsch Konstantinopel. Die gegen die heutigen Verbindungen ersparte Strecke würde rund zweihundert Kilometer betragen, und die Reise Rom—Stambul um 48 Stunden verkürzt werden. In Verbindung mit diesem Projekt soll der seit langem erwogene Plan einer Untertunnelung des Bosporus wieder aufgenommen werden.

* **Die Feuerwehr im Ameisenhaufen.** Daß die so hoch organisierten Ameisenstaaten auch über ein gut entwickeltes Feuerlöschwesen verfügen, wurde kürzlich von der französischen Naturforscherin Marguerite Combes festgestellt. Sie befestigte auf einem großen Ameisenhaufen eine brennende Wachskerze, und konnte nun beobachten, wie alsbald eine ganze Kolonne Ameisen herbeieilte, um die Kerze auszulöschen und die dem Bau drohende Gefahr zu beseitigen. Die kleinen Feuerwehrleute gingen dabei auf verschiedene Weise vor. Einige spritzten aus ihren Kiefern Ameisensäure auf die Flamme, andere versuchten, mit den Zangen die Kerze zu packen und zu zerreißen. Viele kamen bei dem Rettungswerk um, andere, die Brandwunden davongetragen hatten, wurden von ihren Kameraden fortgeschleppt und in Sicherheit gebracht. — Man gelangt immer mehr zur Überzeugung, daß die Insekten ein außerordentlich dankbares Gebiet für die Tätigkeit des Naturforschers abgeben. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man in Paris kürzlich einen besonderen „Zoologischen Garten" für Insekten eingerichtet, wo man das Leben und Treiben dieser interessanten Tiere in Muße studieren kann.

* **Der fliegende Cowboy.** Die Romantik des reitenden Cowboy wird durch das Flugzeug zerstört. In den großen Renntierpferchen von Alaska und Nordkanada werden neuerdings Flugzeuge verwendet, um die Herden zu überwachen, die viel schneller und „übersichtlicher" arbeiten als die reitenden Cowboys.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.